

Philosophische Liebeserklärungen

...an das, wofür es keinen Preis gibt Teil 1

_____ Wir treiben uns selbst und andere von einem Termin zum nächsten. Nicht nur im beruflichen Alltag. Auch unsere Freizeit ist mit To-Do's und Vorhaben zugeplättelt wie eine Nasszelle.

Stefan Brotbeck

Termine folgen einer Incentivierungslogik, die gleichsam neurophysiologisch implementiert ist: Jeder Termin, den wir erledigen, und jedes Teilziel, das wir erreichen, löst einen kleinen Dopaminschub aus. Termine sind gleichsam Mikroprojekte und stellen erwartbare Erledigungs- und Belohnungshäppchen dar. Terminfasten und Auszeit vom Erledigungsmodus wurde bereits als Marktlücke für belohnungsabhängige Zeitgenossen entdeckt und gleich auch wieder geschlossen, sprich: zu einem weiteren erwartbaren Erledigungs- und Belohnungshäppchen gemacht. Kennen Sie die App zum Appverzicht?

«Das Problem der Terminbetriebsamkeit ist nicht, dass wir nicht zur Ruhe, sondern dass wir nicht wirklich in die Tätigkeit kommen.»

Aber ich frage mich: Brauchen wir die Lückenlosigkeit der Tagesordnung einfach deshalb, weil wir uns nicht des Eindrucks erwehren können, wir täten zu wenig? Ich glaube, ja. Ich glaube, der Eindruck, wir täten zu wenig, trügt nicht. Das Problem der Terminbetriebsamkeit ist nicht, dass wir nicht zur Ruhe, sondern dass wir nicht wirklich in die Tätigkeit kommen.

Denn tätig (und nicht nur betriebsam) sind wir, wenn wir mit Kopf, Herz und Hand bei der Sache sind. Es geht nicht nur um den schlichten Output, von dem schlichte

Gemüter schwärmen, sondern um die Art und Weise, wie wir diese Ergebnisse erzielen. Oder mit der Mystikerin Theresa von Avila zu sprechen: «Christus sieht weniger auf die Größe unserer Taten als auf die Liebe, mit denen wir sie verrichten.»

Bloße Betriebsamkeit führt zu ebenso gedanken- wie herzloser Abwicklung, zum Output ohne vorklingende Vorfriede und nachklingende Dankbarkeit. Diese Gedanken- und Herzlosigkeit finden wir auch in der Auffassung wieder, nur diejenige Arbeit sei wichtig, die wir tun, weil ein Roboter sie noch nicht erledigen kann. Andersherum ist richtig: Wichtig ist diejenige Arbeit, die wir tun und tun wollen, weil ein Roboter sie *nur* erledigen kann. Tun steht für eine bewusste und willentliche Tätigkeit. Niemand wünscht sich, rascher und effizienter abzuwickeln, was sein Leben lebendig macht. Niemand wünscht sich, rascher hinter sich zu bringen, wofür er sich begeistert. Niemand wünscht sich, dass uns Tätigkeiten, die sich selbst belohnen, von einem digitalen Assistenten abgenommen werden.

Wird der Eindruck, wir täten zu wenig, besonders unerträglich, greifen wir gerne zu Narkotika, deren denkbetäubende Wirkung einerseits sofort eintritt und andererseits besonders nachhaltig ist, wenn wir sie mit philosophischen Ingredienzen versehen oder sogar als Philosophie ausgeben. Besonders verbreitet ist hier eine Mischung aus Buddhismus light und populärem Naturalismus, eine Mischung, die besonders betörend wirkt, wenn wir die materialistischen Versatzstücke mit einem Hauch von Spiritualität, Meditation und Naturliebe versehen.

Wir hören dann: Nehmen wir uns doch nicht so wichtig, wir sind schließlich nur eine kosmologische Eintagsfliege! Halten wir uns doch nicht für so besonders und einzigartig, wir sind schließlich auch nur ein Tier unter Tieren! Denken wir doch nicht so groß von unseren Plänen und Perspektiven, sogar Spitzenleistungen mutieren früher oder später zu Lachnummern für unsere Nachkommen oder für das, was nach unseren Nachkommen dann noch kommen mag. Wir sind ein raumzeitliches Portionchen einer sich selbst organisierenden intelligenten Materie und unser egozentrisches Bewusstsein erlischt auf meditativem oder biologischem Wege wie

die Flamme mit dem Docht erlischt, der einmal früher, einmal später, aber in jedem Fall früher oder später abbrennt. – Das sind die Losungen einer Philosophie, die so seicht ist, dass sie nicht einmal (oder nur noch) die Kraft hat, den ihr eigenen Nihilismus zu erkennen (oder auszuhalten).

In diesen Zusammenhang gehört auch die Art von Gesellschaftskritik, die «Gelassenheit» als Worthülse nutzt, um gegen einen bereits vereinfachten Tätigkeitsbegriff aufzubegehren. Aber natürlich ist Nichterledigen auch keine Lösung. Und Nichtbetriebsamkeit erst recht nicht.

Doch wie sieht es aus, wenn wir uns auf einen Perspektivenwechsel einlassen, der von uns mehr verlangt als bloße Umkehrungen? Wir sind nicht so betriebsam, weil wir uns viel zu wichtig nehmen, Wir sind vielmehr so betriebsam, weil wir uns viel zu wenig wichtig nehmen und Dinge liegenlassen oder vergleichgültigen, die wir nicht liegenlassen und vergleichgültigen sollten, wenn wir nicht aus dem Bewusstsein verlieren wollen, was wir nicht erledigen, sondern nur verwirklichen können.

Ich möchte hier eine (auf Sören Kierkegaard zurückgehende und von Michael Theunissen weiterentwickelte) Unterscheidung aufgreifen: Die Unterscheidung zwischen Verzweiflung «über etwas» und Verzweiflung «an etwas». Worüber ich verzweifelt bin, verrät, woran ich verzweifle. Ich bin, sozusagen, verzweifelt über mein Stolpern, weil ich an dem verzweifle, was trägt.

Die Pointe dabei ist, dass ich genau an dem verzweifle, was mich aus der Verzweiflung über etwas hinausführen könnte. Wer darüber verzweifelt ist, dass er ein Schnäppchen verpasst hat (je nach Haushaltsbudget reicht das von verbilligtem Waschpulver über Occasionsautos bis zu Immobilien oder ganzen Unternehmen), verzweifelt an dem, wofür es keinen Preis gibt.

Wenn wir aber nicht länger an dem verzweifeln, wofür es keinen Preis gibt, dann – und nur dann – sind wir nicht nur betriebsam, sondern wahrhaftig tätig.

Aber die Frage ist: Was genau tun und erfahren wir, wenn wir tun und erfahren, wofür es keinen Preis gibt?